

# Embryos for sale



Christoph Rehmann-Sutter

In San Antonio, Texas, gibt es seit kurzem eine kommerzielle Embryobank. Vor der Bestellung kann man Informationen über Rasse, Bildungsstand, Aussehen und Persönlichkeitsmerkmale der Ei- und Samenspender erhalten, deren Spenden für die Befruchtung verwendet wurden. Die *Washington Post* berichtete darüber am 6. Januar, bei uns die *NZZ am Sonntag* (14. Januar). Betreiber ist das *Abraham Center of Life* (welch ein Name ...), das sonst Adoptivkinder, Eispenden, Leihmutterchaften und überzählige IVF-Embryos vermittelt.

Hauptvorteil der Embryobank seien die Kosten. Mit 2500 Dollar pro Embryo kommt eine Schwangerschaft voraussichtlich auf weniger als 10 000 Dollar, was günstiger ist als eine gewöhnliche Adoption oder die In-vitro-Fertilisation. Herstellungsseitig liegt es nahe, auch direkt die Embryos anzubieten, wenn man schon qualitätsgetestete Ei- und Samenzellen im Angebot hat. Kundenseitig scheint es nichts weiter zu sein als eine kombinierte Ei- und Samenspende, schon konfektioniert als Embryo. Das *Center* produziert in Serie. Auch dies erscheint als kleiner Schritt. Von einer Eispenderin und einem Samenspender wurde ein «batch» von 22 Embryonen hergestellt. Zwei Kundinnen, eine in Kalifornien, die andere in Kanada, inzwischen im 6. Monat schwanger, teilen sich diese Serie. Das sind kleine Zahlen, aber es kommt auf die industrielle Logik an, die darin liegt.

Bemerkenswert ist die Begründung, welche die Direktorin in einem Brief an ihre Kundinnen gibt (zu finden auf der Homepage): Alle industrialisierten Länder seien von einer langfristigen Krise befallen, dem «Kollaps der Fruchtbarkeit». Die Fruchtbarkeitsrate der Amerikaner sei nur deshalb höher als in Japan und Deutschland, weil in den USA die «hispanic immigrants» eine Rate von 2,9 aufweisen. Ryan vermeidet eine direkt eugenische Begründung, spricht nur die Lage ihrer Kundinnen und Kunden an. Paare, die keine eigenen Kinder bekommen können, haben immer grössere Schwierigkeiten, ein Adoptivkind zu bekommen. Dagegen könne eine Embryobank etwas tun. Man bekomme darin auch qualitativ höherwertige Embryos als die aus der IVF übriggebliebenen, weil sie ja von «proven egg and sperm donors» stammen. Zusätzlich gäbe es weniger emotionale Komplikationen als bei Familien, die einen übriggebliebenen Embryo in eine andere Familie plazieren.

In der Ethik und Biopolitik wird seit vielen Jahren über reproduktive Autonomie gestritten. Wenn nun die reproduktive Autonomie aber so ausgelegt wird, dass sie mit dem Autonomieverständnis von Kunden auf dem freien Markt zusammenfällt (Preis-Leistungs-Verhältnis relativ zur Zahlungsfähigkeit), dann geschieht mit den Beziehungen etwas, die wir zu Kindern haben. Die Verfechter der reproduktiven Autonomie argumentieren, dass wir die Freiheit zur Fortpflanzung auch bei denen nicht einschränken, die ohne medizinische Hilfe Kinder bekommen können. Aus dieser Sicht ist gegen die Ausweitung des Markt- und Industrieprinzips auf die assistierte Fortpflanzung in der Tat nichts einzuwenden, solange nur kein Schaden entsteht und sofern es dem Wunsch der Patientinnen entspricht.

Die Idee der reproduktiven Autonomie stammt aber aus der Debatte um die Verhütung und den Schwangerschaftsabbruch. Dort handelt es sich im Kern um ein Recht der Frau, nur ein Kind bekommen zu müssen, wenn sie zustimmt. Die reproduktive Autonomie ist dort ein Abwehrrecht. Bei den neuen Fortpflanzungstechniken geht es darum, eine Elternschaft für Kinder einzugehen. Kinder zu bekommen, impliziert eine langfristig verantwortungsvolle Beziehung. Das ist ein Verhältnis, das sich den Spielregeln des Marktes entzieht. Ein Prinzip, das zur Begründung eines Abwehrrechts gegen unerwünschte Schwangerschaften gilt, kann deshalb nicht einfach so auf Fortpflanzungstechniken angewendet werden.

Aus diesem Argument folgt keine Ablehnung von Fortpflanzungstechniken, aber eine Haltung der Vorsicht gegenüber den Regeln der Marktwirtschaft. Das Argument gibt eine Begründung dafür, dass es richtig ist, zusätzliche Gesichtspunkte zu berücksichtigen. Es braucht Regeln, die in erster Linie vom Anliegen des Kindeswohls getragen sind. Hat man an ihre Bedürfnisse ausreichend gedacht, als man die Produktionsverhältnisse auf die kurzsichtigen Marktverhältnisse hin rationalisierte? Sie wollen vielleicht wissen, wie sie entstanden sind, wollen sich mit ihrer Herkunft positiv identifizieren können. Und sie wollen klare Beziehungsverhältnisse zu ihren Eltern. Ist das auch vorgesehen?

Christoph Rehmann-Sutter\*

\* Prof. Dr. phil., dipl. biol. Christoph Rehmann-Sutter leitet die Arbeitsstelle für Ethik in den Biowissenschaften der Universität Basel, ist Präsident der Nationalen Ethikkommission und Mitglied der Redaktion Ethik der Schweizerischen Ärztezeitung.